

## 1. MEIN VOLK

Am 8. Juli 1992 erwachte ein kleines Mädchen in ihrem Bett im Haus ihrer Familie, das im australischen Bundesstaat Victoria lag, und wusste genau, wer sie war:

Samantha Flood, ihren Freunden als Sam bekannt und ihrer Familie als Sammy, einziges Kind von Sam und Louisa Flood, Enkelin von Vince und Ada Flood, die gemeinsam einen Flecken verbuschtes Ackerland am Rande des Goulburn Valley in die Vinada Winery verwandelt hatten, eine Weinkellerei, die seit dem Ende der Achtzigerjahre auf Weinproben im ganzen Land und auch in Canberra, der *Royal National Capital*, goldene Bewertungen und Medaillen einheimste.

An jenem Morgen wusste Sam außerdem zwei neue Dinge. Sie war elf Jahre alt geworden, und sie blutete.

Dass sie blutete, war ein Schock für sie. Nicht etwa, dass Sam nicht gewusst hätte, wie ihr geschah. Ihre Mutter hatte ihr die ganze Angelegenheit schon vor Jahren erklärt, man lernte davon in der Schule, und zum Abschluss der Lektion hatte Sams beste Freundin, Martie Hopkins, zu bluten begonnen, kurz nachdem sie zehn geworden war.

Zehn war früh. Martie war stolz darauf, die Klassenerste zu sein, so wie sie auch auf das andere stolz war, was sie früh bekam, die Titten und den Haarbusch. Sam war ein kleines mageres Ding, nicht nur flach, sondern geradezu hohl. Höchst selbstzufrieden mit ihren neuen Rundungen hatte Martie in der Schuldusche einmal gescherzt, auf Sams Brust könne man Suppe servieren. Sam hatte erwidert, dass sie wenigstens keinen

fetten Hintern habe; doch insgeheim beneidete sie Martie. Sie konkurrierten ständig um die Position der Klassenbesten, und keiner von beiden gefiel es, wenn die andere irgendwo einen Vorteil errang.

Deshalb kam die Blutung Sam zwar nicht unwillkommen, aber dass es ausgerechnet an ihrem Geburtstag beginnen musste, war doch wirklich ein lausiger Zeitpunkt!

Sie rief ihre Mutter, die in Sams Zimmer kam und rasch Abhilfe schuf, innerlich wie auch äußerlich. Lu Flood besaß ein großes Talent darin, Abhilfe zu schaffen. Während sie ihre Tochter versorgte, bemerkte sie, unter *meinem Volk* hielten es einige für ein glückliches Omen, wenn eine Frau an ihrem Geburtstag zu bluten beginne. Lu hatte ausgerechnet, dass sie zu einem Siebtel eine Aborigine war, und es gab nicht viele Situationen, bei denen sie nicht einen weisen Ausspruch *meines Volkes* anzuführen wusste. Ihr Mann grinste nur darüber und behauptete, die meisten Weisheiten denke sie sich selbst aus, während Sam, die gern mit Zahlen spielte, herausgefunden hatte, dass man ohnehin nicht zu einem Siebtel etwas sein konnte, sondern nur zur Hälfte, zu einem Viertel oder einem Achtel, weil jeder Mensch nun einmal zwei Elternteile hatte und vier Großeltern und so weiter.

Lu jedoch zeigte sich davon nicht beeindruckt. Sie sei zu einem Siebtel Aborigine, beharrte sie, ein gutes Verhältnis, da es sich bei sieben um eine Glückszahl handle, und Sam sei es zu einem Vierzehntel, was doppelt so viel Glück bringe.

Von der Rechnerei abgesehen, mochte Sam die seltsamen Geschichten sehr, die ihre Mutter über *mein Volk* erzählte. Durch sie fühlte sich Sam mit der großen Leere vor ihrem Zimmerfenster verbunden, und wenn die Geschichten ihr Furcht einflößten, was durchaus vorkommen konnte, dann glich die angenehme Sicherheit, die von der väterlichen Hälfte ihrer Familie stammte, das unheimliche Siebtel (oder Vierzehntel) mehr als aus.

Sam pflegte mit dem großen, schweren, in Leder gebunde-

nen Fotoalbum zu Gramma Ada zu gehen, schwankend unter dem Gewicht, und sie zu bitten, ihr von den Menschen zu erzählen, die ihr daraus entgegenstarrten. Am liebsten waren ihr die alten Sepiafotos, auf denen die Männer Vollbärte oder dicke Schnauzer hatten, die Frauen lange Kleider trugen und jeder so aussah, als sei er erschossen und dem Präparator zum Ausstopfen übergeben worden. Gramma kannte die Leute alle mit Namen und wusste über jeden etwas zu sagen.

Mit diesem geschichtlichen Hintergrund wusste Sam genau, wer sie war, und deshalb machte es ihr nichts aus, wenn Geschichten ihrer Mutter manchmal ein wenig furchteinflößend ausfielen – in ihnen war nichts, was die alten Sepiamänner mit den großen Schnauzbärten und ihrem unverwandten Blick geschreckt hätte.

Während Lu sie säuberte, erinnerte Sam sich, dass im Norden, woher *mein Volk* stammte, ein Mädchen, das zu bluten begonnen hatte, ungefähr einen Monat allein leben und mit dem Gesicht nach unten in einer Hütte liegen musste, damit sie die Sonne nicht sah, denn sonst begann ihre Nase zu faulen.

»So, das hätten wir, Sam«, meinte Ma, als sie fertig war. »Die Entscheidung liegt bei dir. Du kannst entweder ins alte Gärhaus ziehen und dort ein paar Wochen auf dem Bauch liegen, oder du gehst das Risiko ein, kommst mit nach unten und machst deine Geschenke auf.«

Also blieb ihr keine Wahl. Und nichts änderte sich, außer dass Sam nun elf war und Martie wieder eingeholt hatte.

Sam verbrachte einen schönen Tag, aß so viel Schokolade, wie sie wollte, was reichlich viel war, und durfte lange aufbleiben und fernsehen.

Zur Auswahl stand nur ein Fernsehspiel, das in aller Munde war und *The Leaving of Liverpool* hieß. Sam hätte etwas bevorzugt, das ein wenig mehr Leben in sich hatte, doch ihre Mutter und Gramma Ada wollten es beide sehen, also setzten sie sich gemütlich vor den Bildschirm. Bis auf Sams Pa. Er sagte, er müsse

sich ein paar neue Reben ansehen. Wenn nicht Cricket oder australischer Fußball lief, war Sams Pa das Fernsehprogramm herzlich gleichgültig.

Das Stück handelte (wie Sam später ihren Freundinnen erklärte) von englischen Kindern, die nach Australien umgesiedelt wurden, weil sie Waisen waren oder ihre Eltern sie zumindest nicht wollten, und es hieß, in Australien werde man sich um sie kümmern und ihnen eine anständige Schulbildung verschaffen. Nur dass es nicht so kam. Sie wurden miserabel behandelt. In einigen Fällen sogar mehr als miserabel. Man behandelte sie wie Sklaven.

Als Sam zu Bett ging, war es spät, aber sie konnte nicht einschlafen. Sie lag da und dachte über das Fernsehspiel nach, das sich irgendwie mit ihrer Blutung vermischte, und zum ersten Mal in ihrem Leben hatte sie ein Gefühl, als trenne sie etwas von ihrer Umgebung.

Bisher war sie Samantha Flood gewesen, die mit ihrer Ma und ihrer Gramma in der Weinkellerei wohnte, die ihr Vater betrieb, und alle hatten sie lieb. Sie ging zur Schule, sie hatte viele Freundinnen. Sie war zwar nicht besonders hübsch, aber jeder lobte ihr rotes Haar und behauptete, er habe nie schöneres gesehen. Und sie war wirklich schlau, besonders gut im Rechnen. Nichts lag weiter entfernt als Melbourne, nichts dauerte länger als die Monate zwischen jetzt und Weihnachten, nichts war in den letzten Jahren trauriger gewesen als der Tod ihres Kätzchens Tommo, das von einem der großen Rollwagen überfahren worden war, und nichts war sicherer als die Gewissheit, dass, falls überhaupt jemand glücklich bis ans Ende seiner Tage lebte, ohne dass sich groß etwas änderte, diese Person die kleine Sam Flood sein würde.

Bisher war sie immer die in ihr wohnende Sam gewesen, die nach außen hinausschaute. In dieser Nacht aber, der Nacht ihres elften Geburtstages, fand sie sich zum ersten Mal in der Rolle derjenigen, die von außen in Sam hineinblickte.

Es hing mit dem Fernsehspiel zusammen. Die Handlung ging Sam immerfort im Kopf herum, bis sie schließlich fast glaubte, sie hätte darin mitgespielt. Zum ersten Mal begriff sie, wie klein sie wirklich war und dass es dort draußen Dinge gab, die noch größer waren, als der Wagen Tommo erschienen sein musste. Diese Dinge konnten sie überrollen, ohne es zu bemerken, konnten sie aufnehmen und in der Zeit, die ein Blinzeln dauerte, auf einem Schiff absetzen, das zur anderen Seite der Welt fuhr.

Endlich schlief Sam ein, und als sie aufwachte, war es hell um sie, und sie fühlte sich wieder mehr wie sie selbst. Sie zog die Vorhänge beiseite und fragte sich beim Anblick der Sonne kurz, ob ihre Nase nun zu faulen anfinge, doch eigentlich machte sie sich darum keine echten Sorgen.

Am Abend zeigte man die zweite Hälfte des Fernsehspiels. Ma versuchte sie zur gewohnten Zeit zu Bett zu schicken, doch Sam wurde stinksauer und erklärte, sie würde es sich ansehen, egal was irgendjemand sage. Ihre Mutter rief nach Pa, der gerade seinen üblichen Abgang vollzog, und er kam zurück, hörte seine Frau an, musterte kurz seine Tochter und sagte: »Lass sie zusehen!«

Er verschwendete niemals Worte. Wenn man mehr als sechs davon in einen Satz packte, hielt er einen für einen Schwätzer.

Auch andere Menschen fühlten sich von dem Fernsehspiel aufgewühlt. Am nächsten Tag waren die Zeitungen voll davon. Nach einer weiteren unruhigen Nacht wollte Sam mit ihren Freundinnen darüber sprechen, aber keine hatte es gesehen, und als sie die Geschichte erzählte, stahl ihr Martie Hopkins die Schau, indem sie wie beiläufig erklärte: »Ach, ich weiß alles über diese umgesiedelten Kinder. Meine Tante Gracie, die den Bruder meiner Mutter geheiratet hat, meinen Onkel Trev, die war eine davon.«

Auf diese Weise rächte sich Martie vor aller Augen an Sam, weil sie ihretwegen nicht mehr das einzige Mädchen in der ganzen Klasse war, das schon seine Periode bekam. Doch als

Sam ihr unter vier Augen die seltsamen Ideen anvertraute, die ihr im Kopf herumgingen, verhielt sich Martie beruhigend abschätzig und erklärte, sie hätte sich so ähnlich gefühlt, als der »Fluch« begann, doch es hätte sich bald verloren.

Und sie hatte Recht. Das Fernsehspiel war ein guter Grund, sich ein wenig entrüstet zu zeigen – und niemand machte Sam etwas vor, wenn es darum ging, entrüstet zu sein –, aber sie fand schon bald andere Dinge, über die sie sich aufregen konnte. Und als sie und ihre Freundinnen erst einmal Teenager geworden waren, verschmolzen die Ereignisse ihres elften Geburtstages mit allem anderen, was sich innerlich und äußerlich veränderte.

Nicht dass in Sams Fall äußerlich viel zu geschehen schien. Als sie sich mit neunzehn an der Melbourne University einschrieb, war sie noch immer so flach und mager wie als Elfjährige. Nun, vielleicht konnte man auf ihr keine Suppe mehr servieren, doch ein Krabbencocktail hätte seine Zeit gebraucht, um von ihr herabzurutschen. Wer sich die Mühe machte, ihr tief in die Augen zu schauen, was nicht viele Menschen taten, weil die intensive Schärfe ihres Blickes ihnen ein gewisses Unbehagen einflößte, der sah sich vielleicht von deren Farbe gebannt, einem Blau, das gerade eben ins Schiefergrau überging. Doch der Großteil ihrer jugendlichen Vitalität, ihres Wachstums schien in ihr Haar gewandert zu sein, das an ihr ausschaute wie ein Vulkanausbruch auf einem Streichholzkopf.

Was ihr Innenleben betraf, so wusste Sam nun, dass die Welt weit merkwürdiger war, als sie früher einmal geglaubt hatte, doch neben ihrem familiären Felsgrund, auf dem sie mit beiden kleinen Füßen so sicher stand, hatte sie einen leuchtenden elfenbeinernen Turm für sich entdeckt, dessen Treppe sich zu den Sternen emporwand: die Mathematik. Schon mit zehn Jahren hatte sie die Buchführung der Familie erledigt, und nicht viel später ließ ihr Vater sie die Bücher der Weinkellerei gegenlesen. Bereits damals hatte festgestanden, dass ihre Fähigkeiten weit über die reine Buchführung hinausreichten.

Ehrenwirth in der Verlagsgruppe Lübbe

Übersetzung aus dem Englischen von Dr. Dietmar Schmidt

Titel der englischen Originalausgabe:

»The Stranger House«

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2005 by Reginald Hill

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2007 by Verlagsgruppe Lübbe GmbH & Co. KG,  
Bergisch Gladbach

Textredaktion: Beate Ritgen-Brandenburg, Bonn

Satz: Bosbach Kommunikation & Design GmbH, Köln

Gesetzt aus der Weiss von Adobe

Druck und Einband: Ebner & Spiegel GmbH, Ulm

Alle Rechte, auch die der fotomechanischen und  
elektronischen Wiedergabe, vorbehalten.

Printed in Germany

ISBN: 978-3-431-03704-3

5 4 3 2 1

Sie finden uns im Internet unter

*[www.luebbe.de](http://www.luebbe.de)*